



Michael Wäser
In uns ist Licht

Roman

dielmann

Michael Wäser
In uns ist Licht

Roman

© axel dielmann – verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2018

Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung: Urs van der Leyn, Basel

Satz: Dagmar Mangold, Frankfurt am Main

Korrektur: Hannelore Apelt-Celebi, Mainhausen

© Cover-Abbildung: die porzellanmanufakturen Tettau

Gesamtherstellung: Ook-Press, Veszprém

ISBN 978 3 86638 261 6

axel dielmann – verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

„Entweder hat kein Individuum der menschlichen Spezies
echte Rechte, oder aber alle haben dieselben Rechte,
und wer gegen das Recht eines anderen handelt,
welcher Religion, Hautfarbe oder Geschlechts dieser Mensch
auch sei, hat seinen eigenen Rechten abgeschworen.“

Marquis de Condorcet

„Es ist leichter, einen Diktator loszuwerden,
als die Herrschaft der Männer zu überwinden.“

Naima Gibril, libysche Richterin

„It's about freedom.“

Emma Watson, HeForShe

EINS

Paris, den 18. Januar 1830

Mademoiselle la marquise,

lassen Sie mich auch persönlich, schwarz auf weiß, zum Ausdruck bringen, wie erfreut ich über die Einigung unserer Familien bin, die uns zu Verlobten macht. Sie können nun mit gutem Grund erwarten, schon in wenigen Monaten in den Kreis meiner Familie, einer der verdientesten und einflussreichsten Familien dieser Nation, aufgenommen zu werden, einer Nation, die unserem gemeinsamen Stande so viel zu danken, aber zu Zeiten wenig Liebe, ja sogar Hass und Mord entgegengebracht hat. Doch Verbindungen wie die unsrige zeugen davon, dass die gottgegebene Ordnung nicht auf immer vernichtet werden kann. Vom Fortgange der Vorbereitungen für unsere Hochzeit in Paris werden Sie unterrichtet.

Ergebenst,

Capitaine Victor Aurel Comte de Vopant-Taburé

Auf den ersten Blick sahen die Kacheln mehr oder weniger gleich aus, jedenfalls sechs der sieben Kacheln. Alt und gleich, so gleich, wie alte, hier und da etwas angeschlagene Keramik aussehen kann. Was daran so besonders war, ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht, und wenn Ingrid und Lothar gewusst hätten, dass sie auf der letzten Strecke ihres Lebens noch einmal so herausgefordert würden, wären die Kacheln ganz sicher in dem Kästchen geblieben, in dem sie sie aufbewahrt hatten. Doch jetzt lagen die Stücke vor mir auf dem Tisch und ich wollte sie so gut wie möglich fotografieren. Die dünnen, schmutzig weißen Kacheln – etwa so dick wie eine Scheibe von dem Knäckebrötchen, das wir in der Einrichtung manchmal vorgesetzt bekamen – hatten meine beiden Freunde extra für mich auf einem Stück dunkelrotem Samt auf ihrem Wohnzimmer-tisch platziert.

Warum ich Ingrid und Lothar „Freunde“ nenne, obwohl wir uns zu diesem Zeitpunkt kaum kannten und auch noch nicht sehr lange, ist leicht und doch wieder gar nicht so leicht zu erklären. Für den Anfang reicht es, dass ich sie so nenne. Sie waren Rentner und besuchten regelmäßig Flohmärkte draußen auf dem Land. Da gerade ein Wochenende vorbei war, stammten die Kacheln auf dem Tisch wohl von ihrem jüngsten Ausflug.

Wir sprachen Englisch miteinander. So konnten wir uns ganz gut verständigen. Viel redete ich sowieso nicht, das machte besonders Ingrid nervös. Dann redete sie oder sie lachte, oder sie forderte ihren Mann auf zu reden. Natürlich bemerkte ich, dass sie sich bemühte, vorsichtig mit mir umzugehen.

„Jemand hat sie im Keller seiner Großeltern gefunden, eine alte Kiste mit lauter Kram von vor dem Krieg“, erklärte mir Lothar und seine Stimme klang kräftig und belebt.

„Die Kacheln stammen aus der Vorkriegszeit?“, fragte ich.

„Älter! Oder anders gesagt, es kommt drauf an, welchen Krieg

du meinst!“ Ingrid lachte. Mit der europäischen Geschichte kannte ich mich nicht gut aus.

„Was schätzt ihr?“

„Wir sind nicht sicher, aber es gibt darauf bestimmte Hinweise, mit denen wir es genauer sagen können“, sagte Lothar. „Dafür brauchen wir ja deine Fotos.“

Anscheinend hatten die Beiden einen interessanten Fund gemacht. Jetzt fielen mir die Bücher auf, die auf dem Sideboard gestapelt lagen, Bildbände und Kataloge über Porzellan, historisches Porzellan. Sie mussten seit dem Wochenende darin geforscht haben.

Sie wollten große Abzüge von den Kacheln anfertigen lassen. Damit sie sie untersuchen konnten, ohne sie immer aus dem Schutzpapier wickeln zu müssen. Ich sagte Lothar, dass sie die digitalen Fotos auf ihrem PC-Bildschirm besser vergrößern könnten als mit einem Abzug auf Papier. Ihr alter Röhrenbildschirm war jedoch nicht groß genug, und so bat Lothar mich gleich, ihnen einen neuen, größeren Monitor auszusuchen.

„Einen richtig guten, kann auch was kosten!“

Um Geld brauchten sich die beiden keine Sorgen zu machen, und sie machten sich offenbar auch keine. Reich waren sie wohl nicht, aber sie hatten für ihre alten Tage ausgesorgt, hier in diesem Land ist das sogar den einfachen Leuten möglich. Ich hätte ihre Kacheln aus reiner Gefälligkeit fotografiert, aber sie bestanden darauf, mich zu bezahlen.

Ein Motivrelief wie das der sieben matt glänzenden, aber unglasierten Porzellanplatten hatte ich noch nie zuvor gesehen. Trotz der seltsamen Machart waren einige Elemente grob zu identifizieren. Auf sechs der Kacheln konnte man in der Bildmitte eine weibliche Figur erkennen, die ihr Gesicht dem Betrachter zuwandte. Sie trug ein Kleid und einen Hut oder eine Haube, die Sachen konnte ich nicht gleich einordnen, ich

schätzte achtzehntes oder neunzehntes Jahrhundert, Europa oder zumindest europäisch geprägte Kleidung. In der Flucht vom Betrachter her, entlang der Figur, ein Fluss oder ein Kanal, eine Brücke, Bäume und Häuser am Ufer, alte, städtische Häuser, und dahinter ein, nein zwei Türme, einer davon teilweise von einem der Häuser am Ufer verdeckt. Darüber: Himmel, Sommerwolken. Die Abbildungen variierten nur wenig, mal war die weibliche Figur näher am Betrachter, mal weiter entfernt, mal rückte sie ein wenig Richtung Bildrand, mal mehr in die Mitte. Auf einem Bild hielt die Frau ihren Arm mit einem zusammengefalteten Sonnenschirm in ihrer Armbeuge ein wenig höher, ein wenig ausgestreckter als auf einem anderen, und wieder auf einem der Bilder neigte sie ihren Kopf stärker als auf dem nächsten. Minimale Unterschiede. Als habe ein ungeübter Fotograf die Brennweite oder den Bildausschnitt mehrmals geändert, herumprobiert, so wie ich das mit meinen Fotos am Rechner machte. Das hier waren aber keine Bilddateien, die in Sekundenschnelle nach Belieben angepasst werden konnten, sondern ganz und gar handgearbeitete Reliefs. Ich verstand nicht, was die Varianten bezwecken sollten, warum jemand so viel Arbeit in handmodellierte Kacheln steckte, bloß um den Bildausschnitt zu testen. Wozu der Aufwand? Außerdem hatten alle Stücke ohnehin sehr irritierende Eigenschaften, die mir aber erst bei längerem Betrachten richtig bewusst wurden. Dann gab es noch die siebte Kachel, die in Form und Größe mit den anderen identisch war, doch ein anderes Motiv zeigte: das Gesicht eines Mannes, möglicherweise mit Schnurrbart, eindeutig war das nicht zu erkennen. Beinahe füllte das Gesicht das Bild aus, nur an einem Rand konnte man im Hintergrund ebenfalls Bäume und etwas Himmel ausmachen, ganz ähnlich denen der anderen Kacheln, und auf einer Art Medaille oberhalb des Gesichts eine Verzierung. Jetzt verstand ich, dass der Mann offenbar eine militärische Kopfbedeckung trug. Doch

diese Kopfbedeckung war nur zu einem kleinen Teil abgebildet. Sie ragte über den oberen und die seitlichen Ränder hinaus und war deshalb schwer zu identifizieren. Das ganze wirkte wie eine misslungene Nahaufnahme, beinahe, als sei irgendein Idiot vor die Linse gelaufen, genau in dem Moment, in dem der Fotograf auf den Auslöser drückte – wenn es sich um eine Fotografie gehandelt hätte. Erkennbare Motive waren auf den Kacheln also durchaus vorhanden. Doch die Machart dieser Reliefs, die Art und Weise der Bearbeitung des Materials widersprach allem, was ich bisher auf Gebäuden, Wänden oder irgendwelchen Gegenständen, auch auf Keramik aus meiner Heimat jemals als Relief gesehen hatte. Es bildete nicht die wirklichen Formen, die Hebungen und Senkungen des Gesichts der Frau, des Kleides oder der Bäume, auch nicht des Soldatengesichts nach, ließ sich aber genauso wenig als bloße Negativform eines Reliefs ansehen. Es stimmte einfach nichts daran, außer den Umrissen und Proportionen der Objekte, die schienen vollkommen in Ordnung. Insgesamt wirkten die Figuren missgestaltet, fremd, sogar abstoßend auf mich. Wie Vexierbilder erschienen sie mir, als ob sich darin noch ein zweites Bild verbarg, das man erst entdecken kann, wenn man sein gewohntes Sehen ablegt und in einer anderen Weise auf das Motiv blickt. Wenig später sollte sich zeigen, dass ich damit richtig lag.

Meine Ratlosigkeit über die Motive durfte mich aber nicht daran hindern, die Kacheln für meine Freunde zu fotografieren. Deshalb baute ich das Stativ wie eine Repro-Einheit auf dem Tisch auf, bestückte meinen Fotoapparat mit dem 90mm-Objektiv und dem Drahtauslöser und probierte ein wenig mit dem Tageslicht herum, das vom Garten her ins Zimmer drang. Ingrid und Lothar sahen mir dabei zu, unschlüssig, ob sie mich ansprechen und ablenken durften. Ich arbeitete stumm. Den Blitz konnte ich hier nicht gebrauchen, die großflächigen Fenster lieferten eine viel bessere Beleuchtung. Trotzdem war es

unmöglich, mit diesen Kacheln ein normales Reliefbild hinzubekommen. Ich drehte sie in verschiedene Positionen zum Fenster, hoch, schräg, quer, links, rechts. Aus welchem Winkel auch immer das Licht vom Fenster auf die Kachel unter der Kamera traf – die teils schroffen Hebungen und Vertiefungen in den Motiven ergaben einfach keinen Sinn, entstellten das, was man eigentlich erwartete, zu einem erbärmlichen, grotesken Gebilde. Sieben vollkommen misslungene Versuche, ein und dasselbe und ein weiteres Motiv darzustellen. Ob mir die Bilder gefielen oder nicht, spielte natürlich keine Rolle, aber den richtigen Dreh zu finden, wäre mir leichter gefallen, hätte ich diese seltsamen Dinger verstanden. Da mir das nicht gelang, überließ ich meinen deutschen Freunden die Entscheidung. Immer wieder bat ich die beiden, einen Blick auf das Display der Kamera zu werfen, damit sie beurteilen konnten, ob die Ergebnisse für sie in Ordnung waren. Dann näherten sie sich vorsichtig, beinahe ehrfürchtig dem Fotoapparat, sahen sich alles auf dem kleinen Bildschirm an, berieten sich auf Deutsch und machten Vorschläge. Nach einer Weile hatten wir den Winkel heraus, den die Kacheln zum Fenster einnehmen mussten, um das Relief nicht zu schwammig, aber auch nicht zu scharf abzubilden. Sinn machte das Ganze noch immer nicht. Die Fotos waren richtig belichtet, sie waren scharf, sie zeigten keine perspektivische Verzeichnung, bildeten das vorhandene Relief nachvollziehbar ab und waren so hoch aufgelöst, dass man sie am PC-Bildschirm genauer als mit einer Lupe untersuchen konnte. Damit erfüllten die Fotos ihren Zweck. Von jeder Kachel machte ich außerdem vier bis fünf Bilder der Rückseite, die wenig spektakulär aussah. Es war einfach eine eher raue Fläche mit leichten Unebenheiten, kleinen, kraterartigen Löchern, die wohl von Bläschen im Porzellan stammten, Verschmutzungen, Absplitterungen und von der Zeit schmutzig geschliffenen kleinen Erhebungen. Die Rückseiten waren unbearbeitet, schienen

nicht von Belang gewesen zu sein. Hier und da gab es verblichene, kaum erkennbare Schriftzeichen ganz am Rand der Kacheln, geritzte, ebenfalls stark abgeschliffene Kürzel, womöglich Buchstaben, ein Monogramm. Um das zu entziffern, musste man es später genauer untersuchen.

Als ich alle Kacheln mehrmals abgelichtet hatte, wollte ich meine Kamera wieder einpacken.

„Nicht so schnell, mein Lieber“, sagte Lothar. „Wir sind noch nicht fertig.“

Ingrid schaltete eine Lampe ein, ging zum Fenster und zog die Vorhänge zu, während Lothar eine Kerze und einen hölzernen Kerzenständer aus dem Sideboard nahm. Ingrid verzog ihren Mund, ihre Augen bekamen ein geheimnisvolles Glitzern und gleichzeitig erschien sie mir wie ein Mädchen, das eine große Überraschung vorbereitet. Sie verfolgte die Bewegungen ihres Mannes und mein ahnungsloses Herumstehen mit Spannung und einer gewissen Verlegenheit. Der rasche Umschwung der Atmosphäre machte mich unsicher. Warum mussten die Vorhänge geschlossen sein? Was ging hier vor? Wozu die Kerze? War ich in eine Falle geraten?

Glücklicherweise saß ich nicht auf dem Stuhl, sondern stand am Tisch, wusste, wo sich die Tür nach draußen befand, links hinter mir, dort stand die Tür zum Flur offen, und von dort führte die Haustür direkt zu der kleinen Straße der Wohnsiedlung, eine Sache von zehn Schritten, höchstens. Eine Sekunde lang fühlte ich mich bedroht von diesen friedfertigen Leuten. Ich ließ mir nichts anmerken.

„Jetzt kommen die richtigen Bilder. So, wie sie eigentlich gedacht sind“, sagte Ingrid und hielt sich eine Hand vor den Mund. Wie ein verlegenes Mädchen. Es ging also tatsächlich nur um die Kacheln. Sollten wirklich verborgene Bilder zu entdecken sein, vielleicht irgendwelche pornografischen Bildchen aus der „guten alten Zeit“, vom Künstler verschämt, aber

kunstfertig mit irgendeinem Trick in harmlosen Abbildungen versteckt und nur mit einem weiteren Trick wieder sichtbar zu machen? Deshalb das merkwürdige Aussehen des Reliefs? Lothar und Ingrid waren so grundbürgerliche, unauffällige Leute, sie mochten vielleicht wirklich die Vorhänge schließen, bevor sie einem Freund zwar irgendwie wertvolle, aber doch schweinische Bilder zeigen würden. Ich entspannte mich wieder. Mit Pornografie kann man einen Pressefotografen nicht schockieren.

„Setz dich doch“, bat mich Lothar, und nun stellte ich das Stativ zur Seite und nahm Platz am Tisch. Er kontrollierte noch einmal, ob er die Kerze auch fest genug in den hölzernen Sockel gesteckt hatte, stellte sie knapp einen Meter vor mir auf den Tisch und entzündete sie mit einem Feuerzeug, das er in der Hosentasche getragen hatte. Am Zittern der Feuerzeugflamme erkannte ich, wie aufgeregt Lothar sein musste, aber womöglich zitterte er auch einfach so, er war immerhin um die siebzig. Ich machte mich auf einige kuriose Anblicke gefasst. Auch darauf, das alte Ehepaar von einer ganz neuen Seite kennenzulernen. Vielleicht würde es jetzt sogar richtig peinlich werden. Jedenfalls schaltete Ingrid die Zimmerbeleuchtung wieder aus.

Die Kerzenflamme war nun die hellste Lichtquelle im Raum, durch die schweren, dunklen Vorhänge drang kaum noch Sonne. Lothar nahm behutsam die letzte der Kacheln mit dem Frauenabbild in beide Hände und führte sie so vor die Kerze, dass die hin und her tanzende Flamme durch das dünne Porzellan hindurch leuchtete. In diesem Moment fing ich an zu schreien.

11. Juni 1829, Sèvres

Corinne

Meine Hand schmerzt. Bitte lachen Sie nicht, meine Liebste, meine Hand schmerzt vom Schreiben. Manchmal schon, wenn ich die Feder und das Papier zurechtlege wie jetzt. Ja, vom Schreiben. Sie wünschen sich mehr Briefe von mir, und in den Briefen mehr Worte. Gerne würde ich Ihnen diesen Gefallen tun, ich versuche es ja. Doch Sie wissen, ich bin kein Mensch der Worte, besonders der Worte, die geschrieben werden müssen von meiner Hand. Ich lese die Ihnen mit Ungeduld und Entzücken, und es ist besser, als Sie gar nicht bei mir zu haben. Aber Sie, Corinne, mit meinen Händen zu berühren, das ist ein Wunder. Ich berühre Sie manchmal sogar, wenn ich Tonerde forme. Meine Gedanken fliehen aus der Modellwerkstatt, über den Hügel gegenüber der Manufaktur in den Park von St. Cloud, wo wir miteinander gingen. Oder zu meiner Bettstatt, die wir vor Tagen teilten, und dann lasse ich meine Finger nicht über den Rücken eines kleinen Engels gleiten, der vor mir halb fertig steht. Sondern über Ihren Rücken, Ihre Wangen, Ihre Hand. Sie wissen, dass für mich die Tonerde lebt. Aber in diesem Moment lebt sie ganz neu, und ich bin bei Ihnen. Spüren Sie es?

Das erste Mal, dass ich am Arbeitstisch so fortglitt in Ihre Arme, geriet mir das Modell aus der Form. Ich erwachte aus meinem Träumen und das Modell war nicht zu gebrauchen. Ein Glück, dass der Meister gerade nicht dabei war, er hätte mich gescholten. (Er schalt mich dann für die Verspätung, denn ich musste noch einmal von vorne beginnen.) Ich konnte die Träumerei nicht aussperren. Also legte ich sie in meine Hände, in die Fingerspitzen, es war sehr einfach. Ja, auch in die Hölzer, Drähte, Messer, Schaber, als wären sie meine Hand auf Ihrer Haut, Ihrem Haar.

Da sind wieder die Worte, die mich und wohl auch Sie erschrecken. Aber in dem ist nichts Furchtbares, was ich Messer nenne, es ist zärtlich und vorsichtig und schön. So war es auch vorher. Kein Engel, keine Göttin lässt sich bilden ohne Zärtlichkeit und ohne eine Klinge. Aber was ich nun erlebe ist wie ein Atemzug direkt aus dem Himmel.

Sie schreiben nach Ihrem Denken und nach Ihrem Fühlen. Ihre Worte sind nah bei Ihnen, ich erkenne Sie in jedem einzelnen davon. Sie sind wie Ihr Flüstern und wie Ihr Weinen und Zornigsein. Sie schreiben, seit Sie denken können, haben es von klein auf gelernt, mit einem Hauslehrer. Haben Bücher gelesen. Ich lerne es noch immer. Ich habe damit erst angefangen, als ich schon fast ein Mann war (und bin es doch noch immer nicht). Es hat mit Mühen begonnen, es geht mit Mühen so fort. Sprechen ist mir leichter, es ist natürlicher, aber nicht so leicht wie zeichnen oder formen. Die Worte, das Schreiben, es müht meine Hand, die feine Arbeit doch gewohnt ist. Aber keine solche, hingezwungen auf Papier mit Tinte auf Linien in Buchstaben, die doch nur etwas anderes sein sollen als sie sind und nicht sagen können, was sie sagen sollen. Meine Hand kann es Ihnen sagen, alles, was ich Ihnen sagen möchte. Meine Hand spricht auf Ihrer Haut.

Flüstert auf Ihrer Schulter. Singt auf Ihrem Bauch. Jubelt unter Ihrem Ohr. Seufzt an Ihrer Hand. Sie verstehen es.

Nun kann meine Hand keine Zeile mehr schreiben. War das nutzlos? Was schreibe ich von nutzlosen Sachen?

Wären Sie hier

und nicht schon morgen auf dem Weg fort aus Paris. Nehmen Sie diesen nutzlosen Brief nicht mit auf die Reise.

Delveaux

Erst nachdem ich sie mehrmals darum gebeten hatte, erzählten mir meine Freunde, was passiert war. Geschrien hatte ich. War von meinem Stuhl aufgesprungen, dann anscheinend über den umgekippten Stuhl gestürzt und gegen die Wand und auf den Boden geschlagen. Meine Erinnerung jedenfalls setzt erst dort wieder ein, wo ich zwischen Lothar und Ingrid auf dem Wohnzimmersofa saß, Ingrid meine Hand hielt und Lothar einen feuchten, kühlen Lappen gegen meinen schmerzenden Hinterkopf drückte.

„Geht es wieder?“ Ingrids Stimme verriet, wie sehr ich sie verängstigt haben musste. Sie kämpfte gegen die Tränen, vermutlich heulte sie bloß deshalb nicht, damit ich nicht gleich wieder erschrak. Lothars Puls raste noch, ich sah es an seinem Hals, wo die Schlagadern seine schlaffe Haut dehnten wie bei einem Leguan. Außerdem blühten seine von feinen Äderchen durchzogenen Wangen in hellem Rosa und feinem Violett.

„Was hat dir denn solche Angst gemacht?“ Ingrid schien ihre Frage sofort zu bedauern, sie hatte ganz offensichtlich Mühe, ihre Selbstbeherrschung zu behalten.

Ich log sie an. Zuckte mit den Schultern. Lothar schien mich zu verstehen, oder zumindest zu verstehen, dass ich ihnen nicht die Wahrheit sagen konnte, zumindest jetzt noch nicht. Ich konnte wirklich nicht.

„Die Kachel. Sie ist dir aus der Hand gefallen, oder?“, fragte ich ihn.

„Alles in Ordnung. Hat nichts abbekommen. Lag ja das Tuch drunter.“ Sie war ihm aus der Hand gefallen.

„Der Stuhl? Habe ich irgendwas kaputt gemacht?“ Am meisten beunruhigte mich, vielleicht einen Schaden verursacht zu haben. Wie sollte ich ihnen das ersetzen? Das war immer eine große Sorge, bei jedem in der Unterkunft. Mein Schädel brummte, und ich war wirklich noch nicht wieder klar im Kopf.

„Nein, alles in Ordnung, es ist nichts passiert“, beruhigte er mich.

„Tut dir was weh?“, wollte Ingrid wissen. Ihre Stimme zitterte immer noch, wie ihr ganzer Körper. Seltsamerweise zitterte ich überhaupt nicht. Ich war ganz ruhig. Die Ohnmacht musste den Schock vertrieben haben. Ich lächelte Ingrid an. Sie weinte nun erleichtert, drückte meine Hand so fest, als könne sie nicht glauben, dass ich noch lebte. Aber es war ja nicht der Sturz gewesen, der war kaum der Rede wert, es war der Schreck, der uns alle drei so erschüttert hatte. So konnte dieser Tag aber doch nicht enden, das wollte ich meinen Freunden nicht antun. Wenn sie schon keine Erklärung von mir bekamen, dann wenigstens alle Fotos, die sie sich wünschten. Ich trank das Glas Wasser leer, das mir Ingrid reichte, und sagte:

„Lasst uns weitermachen.“

Nun erst sah ich, dass der Tisch, dass das ganze Zimmer wieder sauber aufgeräumt war, keine Kacheln zu sehen, der Tisch leer, keine Spur von dem Vorfall. Mein Stativ mit der Kamera stand vor dem Sideboard auf dem Boden.

Lothar schüttelte den Kopf, er litt sichtlich.

„Das war eine dumme Idee von uns. Wir hätten dich nicht fragen dürfen.“

Auch Ingrid machte sich Vorwürfe. Dabei konnten sie doch beide überhaupt nichts dafür. Mein Kopf schmerzte noch immer, ich bat um eine Tablette. Als Ingrid mit zwei Schmerztabletten aus dem Bad zurückkam und Lothar mein Glas nachfüllte, sagte er:

„Jetzt gehen wir zusammen zum Italiener und essen was. Dann bringe ich dich ins ... in die Einrichtung.“

In der Pizzeria sprachen wir kaum und aßen wenig. Wir setzten Ingrid zu Hause ab und machten uns zu zweit auf den Weg.

„Wir holen das nach, Lothar. Wir machen diese Fotos, ja?“

Nächstes Mal besorgen wir dir den neuen Bildschirm und ich mache die Bilder für euch. Bitte.“

Vom Einfahrtstor wollte ich ihn nicht wieder wegfahren lassen, bevor wir uns fest für das Wochenende verabredet hatten. Er war einverstanden. Ich meldete mich an der Einlasskontrolle zurück.

Magonac, 24. Juni 1829

Liebster, Liebster

Ärgere dich nicht über deine geschriebenen Worte, sie sind wahr und liebevoll und streicheln mich beinahe so wie deine Hände! Natürlich habe ich den Brief mitgenommen! Ich trug ihn am Herzen unter meinem Kleid, die ganze Reise über! Wenn du mich aber noch einmal mit „Sie“ anredest! Das tust du nur, wenn du dich verachtest. Meine eigenen Worte sind es, die mich erschrecken!

So beschwerlich diese Reise nach – wohin? Ich will schreiben „nach Hause“ und weiß, es ist nicht mehr wahr, und in demselben Moment erscheint mir das Wort „beschwerlich“ wie eine höhnische, hinterhältige Lüge, ein böser Traum aus der Vergangenheit, der sich doch immer wieder zeigt, obwohl man ihn längst hinter sich glaubte. Verzeih mir, mein Liebster, diese wirren Zeilen, mein Herz fließt über, wie eine Flasche überfließt, wenn sie gefriert. Im Schmerz, wieder fern von dir zu sein, gefriert mein Herz zu einem knisternden, frostbeslagenen Eiskristall, und ein Wort wie „beschwerlich“ zu benutzen, reißt mir gleich zwei tiefe Kratzer in das eisige Fleisch. Es ist ein abscheuliches Wort! Niemand, der wirkliche Mühe, der die Erschöpfung aller Kräfte kennt, würde es benutzen! Niemand der Leute, die dafür gesorgt haben, dass ich am Ziel dieser Reise angekommen bin, würde jemals auf die Idee kommen, dieses Wort zu benutzen! Wir benutzen es, und alles, wirklich alles, was wir schon immer damit gemeint haben, war, dass irgendetwas unsere allgemeinen Annehmlichkeiten, unsere Bequemlichkeit, die wir gestohlen haben seit Generationen, in welcher Weise auch immer, stört, mehr nicht! Welch eine Tragödie! (Also, du weißt, wen ich mit WIR meine.) Und schlimmer, zweitens, aber so viel schlimmer: Wie steckt es mir noch immer im Blut, dieses

abscheuliche Wort! Wenn ich dächte, ja, das ist es, was mich so schreckt! – wenn ich wirklich dächte, schriebe ich es doch gar nicht, dieses Wort. Ich schrieb es, weil ich nicht dachte! Es ist einfach, unbedacht, geschehen, als ich dir von meiner gerade unternommenen Reise hierher berichten wollte! Es ist in meinem Blut! Mein Liebster, es ist noch immer in meinem kalten Blut, und du bist fern, fern in Sèvres, ich bin fern hier nahe der Berge, und ich war drauf und dran, „nach Hause“ zu schreiben, wo doch mein Zuhause bei dir ist, auch wenn wir darüber streiten müssen. Ich bin erschöpft von der Reise, ich habe aus Erschöpfung nicht gedacht, nicht gedacht! – aber spricht vielleicht gerade die Wahrheit, wenn man ohne zu denken spricht? Oder spricht die Gewohnheit? Die Angst? Die Bosheit? Das Herz? Der Teufel selbst, wenn man nicht denkt? Ich habe Angst vor mir selbst.

Ich will dieses Wesen hinter mir lassen, so bald und so gründlich wie möglich, mein Herz, will diese Diebin, die ich war, diese höhnische, blinde Verbrecherin in Seidenkleidern vernichten.

Träumen will ich von dir.

Corinne

Lauf, Brief, lauf doch, rasch und im Dunkeln! Wie sehr ersehne ich Antwort!

Wir stellten die noch ungeöffneten Kartons mit dem neuen Computer und dem Beamer, den Lothar gerade spontan mit eingekauft hatte, in einer Zimmerecke ab. Er besaß jetzt, statt des ursprünglich geplanten neuen Monitors, einen schnellen All-in-one Computer mit einem erstklassigen 27-Zoll-Bildschirm, auf dem wir die Fotos hervorragend untersuchen konnten, aber er hatte im Laden ebenfalls die Beamer gesehen und sich in die Größe und Helligkeit der Projektion verliebt. Ausgerechnet den besten der angebotenen Beamer wollte er haben, den, der bei unserem Besuch in dem riesigen, kaum überschaubaren Elektronikmarkt am anderen Ende der Computerabteilung eine beeindruckende Dia-Show in „Full-HD“ auf eine Wand warf.

„Wie viel kostet so ein Beamer?“, hatte er mich gefragt, noch bevor wir überhaupt bei den Geräten angekommen waren.

„Viel.“

„Mehr als mein Auto?“

Ich kannte mich weder mit den Beamer-Preisen in Deutschland noch mit dem Wert der deutschen Autos aus, aber dass Lothars Wagen eine Stange Geld gekostet haben musste, war mir klar.

„So viel wohl nicht“, sagte ich.

„Dann kaufen wir einen!“

Ingrid hatte schon alles vorbereitet. Das rote Samttuch lag wieder auf dem Tisch, das Kistchen mit den Kacheln befand sich in sicherer Entfernung vom Kerzenleuchter, die Vorhänge waren zugezogen. Lothar rieb sich unternehmungslustig die Hände.

„Um den Computer kümmern wir uns später. Erst mal die Fotos!“

Beim ersten Anschauen und Fotografieren in der Woche zuvor war mir an den Kacheln selbst gar nicht aufgefallen, dass es sich um echtes Porzellan handelte. Auch wenn die Oberfläche der ursprünglich weißen Platten auf der Vorderseite relativ glatt

war, hatten es die Dudeks nicht geschafft, den alten Schmutz ganz zu entfernen, der sich vor allem auf den Rückseiten abgelagert hatte. Das erklärte den etwas schäbigen Eindruck. Als ich mich dem Tisch nun näherte, kam mir noch einmal in den Sinn, zu fragen, wie alt die Kacheln denn wirklich waren. Diesmal wurden sie genauer, meine Freunde.

„Wir sind nicht sicher. So um die hundertzwanzig, vielleicht sogar hundertachtzig Jahre“, sagte Ingrid und ihre Augen hinter den dicken Brillengläsern wurden überraschend groß und lebhaft.

„Und eigentlich sind es keine Kacheln.“

„Nein?“

„Nein. Es sind Lithophanien.“

Diesen Ausdruck hatte ich noch nie gehört. Für mich waren es einfach Kacheln gewesen, jedenfalls bis zu dem Vorfall beim letzten Besuch. Ich stellte mich wieder hinter das Stativ mit der Kamera.

„Keine Sorge, es wird schon gehen“, sagte ich und wollte die erste Kachel selbst vor die Kerze halten, doch ich zog meine Hand zurück, bevor die beiden etwas bemerken konnten, lenkte die Bewegung um zu meiner Kamera und schaltete sie ein. Auf dem Samt vor mir konnte ich Reste von Wachsspritzern erkennen. Offenbar war beim letzten Mal nicht nur die wertvolle Kachel beinahe zerbrochen, sondern auch die Kerze umgekippt. Das Tuch hätte Feuer fangen können, oder noch Schlimmeres wäre passiert. Ich schämte mich. Ich wollte mich zusammenreißen. Ingrid hielt die erste Kachel vor die Flamme. Lothar ging zum Lichtschalter und ich bemerkte, dass er hinter mir blieb. Falls ich wieder erschrecken sollte. Die beiden hatten sich auch darauf vorbereitet. Ich machte mich an die Einstellungen der Kamera.

„So geht's nicht. Wir müssen die Kachel irgendwo drauf stellen, sonst verwackeln die Bilder. Die Belichtungszeit ist zu lang, wir wollen ja nur das Kerzenlicht.“

Aus ein paar Büchern und zwei Blumenvasen fabrizierten die beiden einen Sockel, auf dem wir die Kacheln aufrecht vor die Kerze stellen konnten. Doch nun lag es wieder an mir, dass die Beiden nicht gleich zu ihren gewünschten Bildern kamen.

Denn als das Licht gelöscht war und nur noch die Kerze brannte, konnte ich nicht sofort fotografieren. Ich hob das Stativ zur Seite. Ich setzte mich, betrachtete das Bild, mit schwerer Atmung zwar, doch war ich gewarnt und hatte Kontrolle über mich. Ich konzentrierte mich auf das Bild vor mir, fühlte mich jetzt ruhiger, drängte das andere Bild zur Seite, das mich verfolgt und vor einer Woche hier, im Wohnzimmer meiner beiden deutschen Freunde, eingeholt hatte. Das Bild dort vor mir hatte meine Aufmerksamkeit verdient. Das eigentliche Bild musste allerdings erst noch gesehen werden, denn das, was wir jetzt darin erkannten, war erstens nicht bei jedem von uns dasselbe und zweitens immer noch nicht wirklich enthüllt (ist es vielleicht noch immer nicht), auch wenn das Licht der Kerze das Porzellan durchdrang und, wie ich vermutet hatte, ein anderes Bild zum Vorschein brachte. Ingrid und Lothar sahen außer dem Bild nur einen schweigenden Mann, der es minutenlang scheinbar unbewegt anschaute. Mich.

Was ich da sah, erschien mir wie die Verwandlung von etwas Missglücktem und Schäbigem in etwas ohne Alter und ohne die geringste Spur jenes Verfalls, den die Kachel noch einen Augenblick zuvor gezeigt hatte. Das eigenartige Relief der weißen Keramik war vollkommen verschwunden und wurde zu einem geradezu von Leben pulsierenden Bild mit solcher Zartheit und Tiefe, als blickte ich durch ein etwas mehr als postkartengroßes Fenster aus dem Wohnzimmer meiner beiden Freunde direkt in ein Geschehen aus längst vergangener Zeit. Daher rührte sicher ein Teil der Wirkung, die es vorher auf mich gehabt hatte. Die junge Frau im Vordergrund – es war eindeutig eine junge, wahrscheinlich eher kleine und ein wenig

rundliche Frau mit einem zarten, rundlichen Gesicht und in einem sehr einfach wirkenden Kleid – trat so plastisch, lebhaft und anmutig aus dem Bild hervor, dass mir der Atem stockte. Wie verliebt sie mich anschaute! Verliebt und vollkommen vertraut, als sei sie mir schon immer nahe gewesen. Ihre Augen blitzten geradezu. Dabei machte das ganze Bild nicht den Eindruck eines Gemäldes oder einer Zeichnung, auch wenn die Grautöne an eine Tuschezeichnung erinnerten. Dieser Abbildung ging alles Gestellte ab, jegliche Komposition, das Posenhafte eines Gemäldes. Sie sah eher aus wie ein Schnappschuss, ein sehr gelungener, unfassbar emotionaler, aber ungeformter Schnappschuss. Eine Fotografie. Diese junge Frau liebte, wen sie da ansah, und das Werk jenes Künstlers ließ keinen Zweifel an der Gegenseitigkeit dieser Liebe. Das Bild war aber noch mehr als ein schnelles, scheinbar absichtsloses Foto. Es war wie ein klares Traumbild oder eine blanke, unvermittelte Erinnerung. Auch das hatte mich wohl vor einer Woche erschreckt, hatte meine eigene Erinnerung auflodern lassen. Lothar und Ingrid war diese außergewöhnliche Eigenschaft der Kacheln, ihre untergründige Wirkung, zu dem Zeitpunkt anscheinend noch gar nicht bewusst. Für sie war es einfach schönes Kunsthandwerk.

„Wer hat das gemacht? Und wie?“, fragte ich nach einer Weile.

„Das gehört zu den Dingen, die wir mit deinen Fotos hoffentlich herausfinden“, antwortete Lothar. Ich konzentrierte mich wieder auf die Kachel, die Machart des Reliefs: Deshalb waren die Platten durchzogen von jenen unsinnigen Hebungen und scharf geschnittenen Senken, Löchern beinahe und ausragenden Punkten – um mit dem Licht, das durch das Porzellan drang, zu malen. Wo das Material seine volle Stärke besaß, drang nur wenig Licht hindurch. Diese Stellen blieben dunkel. Je mehr von dem Material aber ausgespart war, desto heller schien die Kerze hindurch. Das Zusammenspiel aller Töne von

fast Schwarz bis zu leuchtender, im wahrsten Sinn des Wortes strahlender Helle, ausgehend von der Flamme dahinter, gab dem Bild seine unglaubliche Transparenz und Kraft. Und diese Augen, dieser unmittelbare, gegenseitige Blick wie in einer eingefrorenen Erinnerung.

Ich fotografierte diese und die fünf weiteren Kacheln mit der Frau darauf, und mir war klar, dass ich für meine Freunde nicht bloß die Fotos machen wollte. Ich wollte mehr über diese „Kacheln“ herausfinden.

Einen ganz anderen Eindruck als die Bilder der Frau, wenn auch ähnlich plastisch und unmittelbar, vermittelte die letzte Kachel, die mit dem Soldaten, die ich allerdings kaum anschauen konnte. Es war mir unangenehm, dieses Gesicht anzusehen. Ich stellte scharf, knipste ein paar Mal und trank ein paar Schluck Wasser. Schon zog Lothar die Vorhänge wieder zur Seite. Er schien erleichtert.

Rasch fragte ich: „Wo soll der Computer hin?“

Paris, am 29. August 1829

Mein Liebster,

Noch jagen mir die Gedanken unserer letzten Unterhaltung durch den Kopf, und ich bin dir so dankbar, dass wir beide darüber nachdenken und auch streiten können! Verzeih mir, wenn ich wirr und aufbrausend bin, es liegt mir so viel daran. Und ich verzeihe dir ebenso, mein Herz verzehrt sich nur umso mehr nach dir, wie gerade, denn was ich fühle ist Freiheit. Eine Freiheit, von der die meisten Menschen nicht einmal träumen. Woher kommt es, dass sie zwischen uns ist und nicht in der Leere oder in der Masse? Sei immer so standhaft und weich, so empört und verständig, so dumm und so weise wie du mir bist, Delveaux!

Du meinst, Olympe habe in ihrer Erklärung und zu anderen Gelegenheiten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, als sie die Ungerechtigkeit gegenüber uns Frauen als aller Übel Wurzel und ihre Beseitigung zur Lösung all dieser Übel erklärte.

Stimmt, das hat sie vielleicht. Aber soll sie denn weniger töricht gewesen sein dürfen als die Männer, die schon immer große Worte machten, wenn sie für ihre politischen Ideen warben? Schmälert das die Qualität dieser Ideen? Hätte es sie weniger angreifbar gemacht, - Olympe, die Männer der Politik, des Staates, der Revolution? Hätte DAS diese Frau gerettet? Man hat sich doch auch nicht um ihre Mäßigung geschert, so oder so. Man hat sie hingerichtet. Warum? Wofür?

Sie ist so unstet gewesen in manchen Fragen (nie in der Frage der Rechte der Frauen), dass man glaubte, sie für alles mögliche angreifen zu können! Wer von denen, die das taten, war ein Muster an Ehre, Stetigkeit und Moral? Keiner! Kein einziger! Ihr Vorzug war bloß, dass sie Männer waren und dass sie Macht besaßen.

Und wenn den „Vernünftigen“ gar nichts mehr einfällt zur Entgegnung, beweisen sie sogar, dass Frauen nicht einmal Menschen sind und dass sie gar keine Seele besitzen. M. Rousseau zum Beispiel. Du selbst hast es mir vorgetragen. In der Enzyklopädie unseres geliebten Didérot steht auch kein einziges Wort über die Gournay und all die anderen, die Olympe vorausgingen! Wo ist denn die Vernunft zu finden, wenn nicht dort?

Ihre hasserfüllte Schrift über Robespierre, sie war gewiss nicht „vernünftig“, denn sie brachte sie aufs Schafott statt ins Pantheon, aber war sie etwa falsch? Irrte sie in ihrem Urteil über diesen blutgierigen Despoten? Nein! Nicht im Mindesten! Nein, sie hatte Recht! Und sie wagte auszusprechen, was niemand mehr wagte, weil alle, alle die großen, mächtigen Herren, die mutigen Revolutionäre vor Furcht zitterten wie Kätzchen. Sie nicht! Nicht Olympe de Gouges. Sie sagte es ihm direkt ins Gesicht! Und selbst er wagte nicht, mit ihr öffentlich zu streiten. Er schalt sie Monarchistin, und das hieß Schafott. Und nicht einmal nachdem dieses Ungeheuer Robespierre selbst das Schafott bestiegen hatte, weil er genau das war, was sie über ihn gedacht – und geschrieben hatte! nicht einmal dann ließ man ihr Ehre zuteilwerden. Nein, erst musste sie gänzlich verschwunden sein, bevor man ihr wenigstens in Bezug auf Robespierre Recht geben konnte, und das nicht durch ihre Anerkennung, sondern durch das Notwendige, durch die allerletzte Selbstverteidigung der Demokraten, die alle zerhackt worden wären, bis auf den letzten Speichellecker, wenn man nicht in einem verzweifelten, panischen um sich Schlagen dem Drachen seine Häupter abgehauen hätte! Man nannte sie verrückt, naiv, unangemessen, hochmütig, liederlich, ach, such dir irgendetwas aus, was ein Mann einer Frau jemals würde vorwerfen, womit eine Elite jemals einen wehrlosen Menschen würde verspotten können, es ist ihr, der

Toten, zur Last gelegt worden, sie wurde damit beworfen wie mit dem Kot der Straße. Aber sie hatte Recht, Delveaux! Nein, schlimmer, sie wurde nach Kräften vergessen, wie hört sich dir das an, sie wurde mit aller Macht aus unserem Gedächtnis verstoßen. Was, frage ich, was hat sie verbrochen, dass nicht einmal die Erinnerung weiterbestehen darf? Was? Dass sie Recht hatte mit ihrem Urteil über uns alle, die wir uns fügen, die wir hier Despoten und dort Sklavinnen sind und uns darein fügen und nicht aufbegehren gegen dieses uralte, fauchende Monstrum des Unrechts, das überall, in unseren Häusern und Hütten genauso zu Hause ist wie in den Schlössern. Nicht einmal wir Republikaner stören uns daran. Niemand!

Mein Herz, mir ist wohler jetzt. Ich streichele dich, wenn ich dich getroffen haben sollte. Ich küsse dich, bis ich dich wieder küsse! Entgegne mir bitte, unsere Waffen werden nur schärfer.

Auf bald, liebster Delveaux, auf bald, du ahnst nicht, wie sehr du mir fehlst!

Corinne

Die „Erstaufnahmeeinrichtung“, in der ich lebte, lag in einem Industriegebiet im Norden Berlins. Hoch über der Zufahrt zur Einrichtung quoll dichter, weißer Rauch aus dem Schornstein eines Kraftwerks, das man zumindest hinter dem Lärm der Straße nicht hören konnte. Aber auch nachts wurde es in den Zimmern nie wirklich still. Selbst wenn einmal keiner schnarchte oder im Traum sprach oder jammerte, wenn kein Kind heulte und niemand stritt, hörte man ein dauerndes Brummen und Rauschen, von dem sich unmöglich sagen ließ, woher genau es kam, es war ein allgegenwärtiges Gemisch von fernen Geräuschen. Gerade dann fühlte ich mich der fremden Großstadt am nächsten. Tagsüber entzog sie sich mir und ich mich ihr. Es war nur ein Gefühl. Aber ich schätze, das einzige gute Gefühl, das ich fühlen konnte.

Die Einrichtung bestand aus dreistöckig gestapelten Wohncontainern auf einem eingezäunten Areal, das wohl einmal ein Parkplatz oder ein Lagerplatz der gegenüber liegenden Glühbirnenfabrik gewesen war. Ich weiß nicht, wie viele Menschen dort lebten, es waren jedenfalls zu viele für die Anlage, und in dem ständigen Kommen und Gehen der Neuankömmlinge, Umzuquartierenden und Abzuschiebenden wurden es allmählich immer mehr statt weniger. Eigentlich, so erfuhr ich, sollte niemand länger als drei Monate hier verbringen und dann eine andere, bessere Unterkunft bekommen, bis sein Fall geklärt war. Aber die meisten blieben länger, es gab so schnell keine bessere Unterkunft. Mein Fall war noch nicht geklärt, und die drei Monate hatte ich knapp erreicht. Die Dudeks boten mir an, dass ich ab und zu bei ihnen übernachten könne, doch ich lehnte ab. Ich weiß nicht genau, warum ich ablehnte. Ich wollte kein Risiko eingehen, mein Verfahren nicht gefährden. Obwohl ich es später durchaus gefährdete, ein weitaus größeres Risiko einging, als ein Wochenende bei meinen Berliner Freunden zu verbringen. Jedenfalls blieb ich in der Einrichtung, in der es

auf jeder Etage in der Nähe der Toiletten nach Urin stank und die Stimmung zwischen gedrückt, verzweifelt, gleichgültig und gereizt pendelte. Trotz des verwahrlosten Zustands, der mich anfangs überraschte, und der Tatsache, dass es sich auf jeden Fall nur um eine vorübergehende Unterkunft handelte, sah ich diesen Ort irgendwie als festen Punkt in meinem Leben. Auf diesen Ort hatte ich ein Recht. Wenigstens auf diesen, wenigstens jetzt. Ich wusste, wie flüchtig dieser Zustand war, aber er war wohl der eigentliche Grund dafür, dass ich nicht bei den Dudeks in einem eigenen Zimmer, in einem bequemen, frisch bezogenen Bett schlafen wollte, mit einer sauberen Dusche und frischen, duftenden Brötchen, Tee, Kaffee und Marmelade am Morgen, nicht einmal für ein Wochenende.

Es gab auch Kinder dort, ganze Familien oder Teile von Familien. Die meisten neuen Flüchtlinge kamen wohl aus Tschetschenien und aus dem syrischen Bürgerkrieg. Gleichgültig; es wurden mehr und mehr, und in der Stadt mussten neue Unterkünfte eingerichtet werden, um die Leute aufnehmen zu können. Es ging dabei um ein paar Hundert, vielleicht ein paar Tausend Menschen, die sich und ihre Familien in Sicherheit gebracht hatten, wie sie hofften. Trotzdem fühlten sich in dieser riesigen Stadt einige Leute von den Flüchtlingen bedroht und drohten ihrerseits, die Quartiere zu verhindern oder, so kurzierte es unter den Bewohnern der Einrichtung, zu bekämpfen, Unterkünfte womöglich anzuzünden. Auch unsere. Den Pförtner in seiner Kabine am Eingangstor sah ich deshalb nicht wie einen Gefängnisaufseher an, aber wären ein paar Schläger mit Molotow-Cocktails auf das Gelände gestürmt, hätten weder dieser arme Mann noch das Gittertor oder die Zäune sie aufhalten können, und die Sozialarbeiterinnen im Büro hätten vielleicht gerade noch genug Zeit gehabt, den Notruf zu wählen, bevor sie sich selbst in Sicherheit hätten bringen müssen. Doch die Angriffe, von denen ich gehört hatte, waren ohnehin

nachts geschehen. Ein Brand- oder Sprengsatz über den Zaun geworfen reichte ja schon.

Die Angelegenheit weckte aber auch Hilfsbereitschaft. Nachbarschaftsinitiativen boten Hilfe an. Sie achteten darauf, dass sich die Flüchtlinge nicht nur als unerwünschte Bittsteller fühlten. In Kreuzberg stand sogar ein Zeltdorf von Asylsuchenden aus Einrichtungen in ganz Deutschland, die sich über die sogenannte „Residenzpflicht“ hinwegsetzten und seine Abschaffung forderten. Auch sie wurden bedroht, auch sie bekamen Hilfe. Ich mied den Kontakt. Das meiste, das ich darüber wusste, erfuhr ich von den Dudeks. Wir sprachen aber nicht ausdrücklich über Flüchtlinge, auch nicht über mich. Manchmal erzählten sie mir einfach, was sie im Fernsehen gesehen oder in der Zeitung gelesen hatten. Die Dudeks lebten schon lange im Süden Berlins, und wenn sie zu ihrer Gemeinde fahren oder zur Einrichtung kamen, um mich abzuholen oder zurückzubringen, mussten sie jedes Mal fast die ganze Stadt durchqueren. Ich verstand nicht, wieso sie nicht eine Kirche in ihrer Nähe besuchten, fragte aber auch nicht weiter. Die Kirchengemeinde, in der die Dudeks ehrenamtlich mitarbeiteten, habe man früher von der Bushaltestelle aus sehen können, die nicht weit von der Einrichtung an einer breiten Hauptstraße lag, meinte Lothar einmal. Der Kirchturm ragte in zwei, drei Kilometern Entfernung über die letzten Häuser am Stadtrand, an die sich nur noch Tankstellen, Möbelhäuser und Industriebauten anschlossen. Die verstellten nun den Blick auf die Stadt. Zwischen diesen Bauten, an einer Nebenstraße hinter einer Baumreihe, lag die Einrichtung.

Polizeistreifen kamen nur selten vorbei, um nachzusehen, ob alles friedlich zuging. Öfter rückten sie an, um jemanden mitzunehmen, der durchgedreht war, sich über irgendetwas hermachte, ein Waschbecken oder einen Tisch zerschlug, betrunken herumpäbelte und die Kinder verängstigte. Man durfte ja nichts tun, schon gar nicht arbeiten, und das Taschengeld

reichte nicht, um mal etwas unternehmen zu können. Mein Geld von zu Hause hatte ich längst verbraucht, jedenfalls den Anteil, den ich hatte retten können. Essen gab es ausschließlich in der Einrichtung, morgens, mittags und abends. Das allein war aber nicht das Schwierige der Situation. Was allen zu schaffen machte, war, nicht zu wissen, ob man bleiben durfte. Alle hier warteten buchstäblich darauf, entweder gerettet zu sein oder zurückgeschickt zu werden. Wie soll man so etwas lange aushalten, ohne dass es Probleme gibt?

Einen wirklich sicheren Ort gab es dort nicht. Mein Zimmer teilte ich mit drei Männern, die nicht einmal ein paar Brocken Englisch sprachen. Ich erfuhr nie, woher sie kamen, wir vermieden jede Begegnung, die nicht unbedingt notwendig war. Im Grunde misstraute ich ihnen und den meisten Anderen dort, natürlich auch den Kindern. Keine Ahnung, warum. Sie misstrauten mir wahrscheinlich ebenso. Es wurde gestohlen, man sollte auf seine Wertsachen aufpassen, das wurde uns immer wieder gesagt. Als ob die Leute hier dicke Brieftaschen mit sich herumtrügen, teuren Schmuck oder Wertpapiere. Aber wer weiß, manche hatten wohl ihre ganzen Ersparnisse bei sich, oder das, was davon nach der Flucht noch übrig war. Und manche hatten es wohl tatsächlich auf dieses Geld und die Wertsachen abgesehen. Ich besaß nur noch meine Papiere, die für mich im Büro der Einrichtung aufbewahrt wurden. Meine Fotoausrüstung hatte ich zur Sicherheit auch im Büro einschließen lassen, gleich bei meiner Ankunft. Ich benutzte sie sowieso nicht. Wenn die Dudeks mich nicht um diesen Gefallen gebeten hätten, wäre sie dort geblieben.

Montag, 30. August 1829

Liebe, Liebste!

Viel zu selten sehen wir einander, halten einander, küssen wir einander! Ich muss es nicht wieder und wieder sagen, ach, sagen! Sprechen können wir ja ebenso wenig miteinander in diesen Tagen und Wochen und Monaten. Gäbe es nicht die Briefe, die du mir schickst, ich möchte nicht mehr leben. Ich weiß ja, es geht nicht anders, mach dir darum keine Sorgen, wir haben unseren Weg nicht eingeschlagen in dem dummen Glauben, es gäbe keine schweren Zeiten zu überstehen, bis wir ganz einander gehören. Und selbst wenn dieser Tag gekommen sein wird, ist damit nicht die Welt ganz anders, auch wenn sie es ist. Das wissen wir beide. Das macht uns und unseren Pakt, so seltsam es scheinen mag, nur stärker. Liebste Corinne, gerade weht ein Duft wie von deinen Locken herum, aber es ist nur meine Phantasie, die mir dies Gefühl schenkt.

Mir ist nach Schreiben zumut, glaubst du das!

Noch immer hatten wir keine Zeit, deine Neugier über mein Metier zu befriedigen, immer gibt es wichtigere Dinge zu bereden, und immer wieder tadelst du mich für meinen Unwillen, der eigentlich gar keiner ist. Ist es nicht kurios, dass du, die du immer schon von feinstem Porzellan gespeist hast, die du davon hier in eurem Palais in Paris und in eurem Chateau in Castelleau immer umgeben bist, weniger davon weißt, als ich, der ich meine ganzen Tage damit zubringe, Figuren für das beste französische Porzellan zu formen, aber selbst kein Teil besitze außer einem gesprungenen Stück, das mir der Meister mitzunehmen gestattete? So ist es einmal. Wenn ich dir davon erzähle, muss ich dennoch das Geheimnis wahren und ich muss von Magie erzählen. Ohne das könnte ich dir nichts von Porzellan sagen. Du weißt, ich bin von der Tonerde, vom Stein, von der Plastik erfüllt, seit ich klein war. Erst in der Manufaktur lernte ich das

Porzellan kennen, und es ist eigentlich kein Kennen, wie ich die Tonerde kenne, die ich mit meinen Händen berühre, als sei sie ein lebendiges Wesen. Die Porzellanstücke, ja, die Porzellanmasse berühre ich fast nie. Das machen die Former, die Gießer, die Brenngehilfen. Ich forme nur Figuren und Verzierungen in Ton nach den Zeichnungen der Meister. Von diesen werden dann Gussformen abgenommen in Gips, aber auch dies ist nicht meine Arbeit, sondern die der Gießer. Nun erst kommt das Porzellan an die Reihe. Und die Magie! Du machst dir keine Vorstellung davon, wie verletzlich der Weg ist, bis am Ende auch nur ein einfacher Teller herauskommt, zu schweigen von großen Figuren. An jeder Stelle kann dir etwas dazwischengehen und das Stück ist verloren, so viel Sorgfalt du auch hineingibst! Meine Figuren werden meistens in Form gegossen, manchmal auch gepresst. Das Letztere geschieht mit knetiger Masse, das Erste mit flüssiger, besser gesagt sämiger Masse, die in die Form gegossen wird.

Dienstag

Ich fahre hier fort, meine Corinne, das Schreiben geht mir doch nicht so flüssig von der Hand wie die flüssige Porzellanmasse!

Die Magie, sie schleicht sich unsichtbar herein und breitet sich immer weiter aus, du wirst sehen. Die Masse, von der ich schrieb, sie ist schon der Anfang der Magie. Und der des Geheimnisses. Denn es ist bei schwerer Strafe verboten, die genaue Zusammensetzung zu verraten. Nur ganz wenige Männer hier kennen sie überhaupt. Wir Handwerker kennen sie nicht. Brongniart hat sie mühevoll heraus entwickelt mit dem Stoff, den wir hier teils von weither bekommen. Zum echten Porzellan braucht man Quarzsand, Feldspat, manchmal ein wenig Tonerde und immer das weiße, weiche Kaolin, was alles dir außer Ton wohl nicht viel sagen wird, aber diese sind die Elemente, um die so viel geforscht wird, wie man sie möglichst rein und fein als

Pulver oder Brei aus den Erdbrocken herausschlämmen und zurechtmahlen kann, um sie dann im genau richtigen Verhältnis zu mischen, und das ist das große Geheimnis, das Arkanum. Das Pulver und das Wasser ergibt am Ende die knetige oder die sämige Masse. Das Wasser muss wieder hinaus, aber das gehört schon ein wenig zur Magie.

Stell dir einmal nur vor, ich hätte dein Bildnis von Wachs oder Tonerde geformt, eine Venus! und ich muss es doch aus der Hand geben, damit es magisch und dauernd wird, dem heißesten Feuer trotzen könnte! Ich habe es ganz genau vor Augen, denn du bist es, so wie ich dich liegen sah, du hast auf meinem Bett Kirschen gegessen, die wir dir auf deinen Leib gelegt, auf deinen Bauch, deinen Busen. Ich muss dieses Bildnis wohl tatsächlich einmal formen, damit es mir den Kopf und das Herz nicht zersprengt!

Donnerstag

Weiter konnte ich einfach nicht schreiben, wie mächtig ist diese Sehnsucht. Ich bin froh, dass ich arbeiten muss, und zugleich frage ich mich, wie ich arbeiten kann. Aber irgendwie geht es doch. Gehen wir weiter, mein schönstes Wesen, mit der Beschreibung für dich. Man würde aus vielen einzelnen Stücken Gips, die um die Figur herum gegossen, eine feste Form herstellen, die auch wieder auseinandergenommen werden kann und muss. An nur einer Stelle ist eine Öffnung in der Form, die ansonsten zusammengepresst und gebunden ist, damit nichts verrutschen kann. In die Öffnung gießt man nun die sämige Porzellanmasse, dreht und schwenkt die Form, bis die Innenseite ganz von der Masse benetzt ist, und kippt sie wieder aus. Der Gips hat Wasser aus der Masse gezogen und eine dünne Schicht davon anbehalten wie ein inwendiges Kleid. Ist diese etwas angetrocknet, wiederholt man das Gießen und Schwenken und Kippen und Trocknen, so wird die Schicht drinnen

immer dicker, die Figur bleibt aber hohl. Ist das zur Genüge getan, trocknet alles, bis man die Form lösen kann. Das muss sehr vorsichtig geschehen, denn die Venus ist nun zwar trocken und fest, aber nur wie trockener Lehm, man könnte sie leicht beschädigen, und das möchte natürlich niemand! Ich würde jeden eigenhändig umbringen, der meine Venus beschädigte! (Oh bitte, lass mich etwas albern sein, denn ich vermisse dich doch so!) Die Figur

Sonntag

Die Figur ist jetzt schon aus Porzellan, aber ist es doch auch nicht. Die Magie nimmt sie nun erst in ihre Hände, erst noch ganz sanft, mit Bedacht. Man bettet die Venus in eine schützende Kapsel aus grobem Schamotte, wie der, aus dem ein Kamin gemauert wird, eine Kapsel mit Pfanne und Deckel, die sie vollständig umschließt. Sie wird zusammen mit vielen anderen Kapseln sehr akkurat im Brennofen aufgestellt. Die Kapseln sind so gemacht, dass viele von ihnen übereinander gestapelt stehen können, der ganze Ofen wird damit gefüllt, er ist groß wie ein Haus, und gemauert aus Ziegeln wie eines. Drinnen darf es nichts geben außer den Kapseln. Kein Eisen könnte dort bestehen, kein Silber, kein Gold. Nun liegt sie also im dunklen Gehäuse, in dem sie nichts anfassen, in dem kein Schmutz auf sie fallen darf, sonst ist sie verloren, nur die Magie darf ihre Haut berühren, ach, darf endlich in sie dringen und den ersten Schritt der Verwandlung begehen. Das lohende Feuer aus zwei, drei, vier breiten Feuerkästen am Fuß des Ofens umtost die Kapseln. Ein Sturm aus Glut braust da in den untersten Stock hinein, zwischen den Kapseln hindurch, bis hinauf in die oberste Etage und dann durch den Schornstein hoch und hinaus. Fast zwei Tage dauert diese Feuersbrunst, ohne Unterlass genährt und angefacht von den Brennern, verschworenen Gesellen mit rußigem Gesicht. Erst nach noch einmal mindestens

zehn Tagen ist der Ofen und alles darin abgekühlt, denn das darf nur allmählich geschehen. Die Venus ist nun aber noch nicht gänzlich verwandelt, auch wenn sie nicht zersprungen ist oder zusammengesunken in der Glut, und das kommt oft vor, mein Herz. Sie ist kein Lehm mehr, aber noch kein Porzellan. Sie wird eingetaucht in flüssige Masse, kaum andere als vorher, doch diese wird ihre Haut für alle Zeit.

Ein zweites Mal liegt die Venus nun in ihrer Kapsel, und dieses Mal wird das Feuer noch viel heißer. Und hier nun wandelt sich magisch das nur Weiße bis tief drinnen ins Lichte, die Außenseite schmilzt und bedeckt die Venus wie der Glanz, der dich bedeckt, wenn wir uns einander hingeben. Wenn wir wie wahnsinnig sind. Und wird so immer bleiben. Ob Regen, Schmutz, Säure darauf käme, es bleibt. Ob jemand ein Messer darauf setzte, Wein daraus tränke, es bleibt. Du bleibst. Oh, ich will Wein aus dir trinken! Aus dir, dir. Ewig und ewig.

D.

Den Sonntagvormittag verbrachten wir mit dem Einrichten des neuen Computers. Allerdings hatte Lothar wenig Geduld und wollte erst einmal nur seine alten Dateien und Programme auf dem neuen Rechner haben und natürlich die Fotos der Lithophanien. Das erledigte ich mit ihm zusammen, während Ingrid das Mittagessen vorbereitete. Der Computer mit seinem großen Bildschirm stand an der Stelle des ausrangierten Monitors auf dem Schreibtisch im „Büro“ im ersten Stock des Hauses. Das war Arbeitszimmer für Büroaufgaben, Bibliothek, soweit ich erkennen konnte, hauptsächlich für Bücher über Antiquitäten, hier hielt Lothar in der Regel seinen Mittagsschlaf auf einer alten Liege, und hierhin zog er sich zurück, wenn er ungestört sein wollte. Anders als im Wohnzimmer oder im ganzen restlichen Haus, soweit ich es zu sehen bekam, gab es hier keinerlei Wandschmuck oder Bilder an den Wänden, das Zimmer wirkte sehr nüchtern, ein wenig unaufgeräumt, ganz eindeutig hielt sich Ingrid hier raus. Provisorisch kam es mir jedoch nicht vor. Der Schreibtisch war schwer und ziemlich alt, vielleicht auch eine Antiquität, die Regale fest und auf Maß eingebaut, der Teppich schon ein wenig verschlissen. Auf dem kleinen, niedrigen Tisch vor der Liege stand eigentlich immer eine Schale mit Obst. Die ganze Technik – PC, Drucker, Telefon, Internetanschluss – befand sich auf dem Schreibtisch und einem niedrigen Büroschrank daneben, in einer Ecke beim Fenster. Den neuen Beamer hatte Lothar schon ausgepackt und auf dem Büroschrank abgestellt. Die Wand gegenüber dem Fenster war schon früher, als Lothar noch Dias fotografiert hatte, der Platz für ihre Leinwand gewesen, verriet er mir. Die also wollte er nun für den Beamer verwenden.

„Hätten wir das nicht besser unten aufgebaut?“, klagte Ingrid, als sie Kaffee und Kuchen in den ersten Stock gebracht hatte und für jede neue Kanne, jede frische Flasche Wasser die Treppe hinunter und wieder hinauf musste. Ich versuchte, ihr man-

che Wege abzunehmen, aber ich kannte mich in der Küche nicht gut aus, und Lothar machte keine Anstalten, sich von den Bildern auf der Leinwand loszureißen. Er hatte aus Ungeduld auf seinen Mittagsschlaf verzichtet, war aber dennoch nach dem Essen sehr müde geworden und trank mehr Kaffee, als ihm gut tat. Die Fotos der Lithophanien als Projektionen auf der Leinwand anzuschauen, war allerdings in der Tat eine gute Idee gewesen. Wir konnten gemeinsam Details in phänomenaler Vergrößerung betrachten, darüber diskutieren, konnten wieder zurück zur Gesamtansicht gehen und uns immer ganz und gar auf die Bilder konzentrieren, denn es war ansonsten dunkel im Zimmer, Vorhänge und Jalousien waren geschlossen. Nur auf dem Schreibtisch beleuchtete die Lampe einige Bücher, die Lothar und Ingrid immer wieder zurate zogen, um die Hinweise, die wir auf den Kacheln fanden, vergleichen und einordnen zu können. Vor allem die Hinweise auf der Rückseite der Kacheln.

Das Interessanteste an diesen Hinweisen war, dass es keine gab. Natürlich konnten wir eingeritzte oder geprägte Zeichen erkennen, manche davon glaubten Ingrid und Lothar nach teilweise heftigen Diskussionen sogar entziffern zu können, aber sie fanden keine Entsprechungen in ihren Büchern. Nichts. Allerdings besaßen sie nur wenige Bände, in denen überhaupt Lithophanien abgebildet waren, denn die schienen nicht sehr verbreitet oder zumindest schon lange aus der Mode gekommen zu sein. Dass es aber so gar keine Ähnlichkeiten der Kennzeichnungen gab, fanden sie beide sehr auffällig. Besonders, weil die sieben Kacheln, die wir fotografiert hatten, all jene, die in den Büchern abgebildet waren, an Kunstfertigkeit weit in den Schatten stellten. Der Künstler, der sie gemacht hatte, musste ein absoluter Meister gewesen sein. Die Lithophanien in den Büchern waren zwar hübsch, manchmal sogar beeindruckend, aber ebenfalls nicht signiert wie Gemälde. Sie hatten stattdessen auf ihren Rückseiten Kennzeichen, Seriennummern und

Herkunftsangaben eingeprägt. Warum die Arbeiten, die wieder in dem Kästchen im Regal der Dudeks verwahrt waren, keine vergleichbaren Kennzeichen trugen, war zu diesem Zeitpunkt nicht zu verstehen. Ich erfuhr so viel: Die Kacheln, die heute meistens „Lithophanien“ genannt werden, anfangs auch „Lichtschirmbilder“ und „Berlin Transparencies“, waren in den zwanziger bis dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich, vermutlich Paris, erfunden worden, erfuhren aber in Preußen, und zwar nur wenige Jahre später, ihre größte Popularität. Die Porzellanmanufaktur in Berlin hatte die Technik übernommen, sie sehr rasch perfektioniert und die handlichen und plastisch wirkenden Bildchen zu einem echten Verkaufschlager gemacht. Die Abbildungen von Sehenswürdigkeiten, von berühmten Personen und Szenen aus der Bibel oder der Literatur waren so etwas wie Souvenirpostkarten einer Epoche gewesen, die in den Büchern als „Biedermeier“ bezeichnet wurde. Nach dieser Zeit, vielleicht zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, gerieten die Lithophanien beinahe in Vergessenheit. Dafür dürfte die Fotografie gesorgt haben.

„Wenn wir diese Daten und die Abbildungen selbst in Betracht ziehen, dürfen wir ziemlich sicher sein, dass sie zwischen 1830 und 1880 angefertigt wurden. Wahrscheinlich vor 1848, wenn man die Kleidung der Frau und des Soldaten mit Bildern aus der Zeit vergleicht.“

Da ich über die europäische Geschichte nicht viel wusste, folgte ich Lothars Schlussfolgerungen ohne Zögern. Er hatte gerade das Alter der Kacheln auf 18 Jahre genau bestimmt. Respekt.

„Den Bildern nach zu urteilen, sind es aber keine der herkömmlichen Berliner Lithophanien“, meinte Ingrid. Lothar nickte und ich bemerkte, wie fachkundig sich die beiden auszudrücken begannen.

„Wieso nicht?“, fragte ich sie.

„Erstens hat es in Berlin wahrscheinlich keine Abbildungen französischer Motive gegeben, aber das können wir jetzt nicht mit Sicherheit sagen, und zweitens sind die Bilder ...“ Sie dachte nach, runzelte die Stirn und legte ihren Kopf schräg.

„Schief?“, schlug ich vor. Dass auf den Bildern etwas französisches zu sehen sein sollte, spielte für mich noch keine Rolle.

„Ja, schief!“

Lothar ging mehr ins Detail.

„Alle, die wir hier in den Büchern haben, sind typisch Biedermeier, nett, wie Gemälde, die man sich an die Wand oder eben vors Fenster hängt. Sauber und ordentlich.“

Ingrid und Lothar beeindruckten mich. Ihr Engagement steckte an.

„Eure dort sehen anders aus. Soll ich euch sagen, wie sie mir vorkommen?“

„Aber bitte!“, drängte Ingrid.

„Wie Schnapschüsse. Wie Erinnerungen, ...“

„Wie geträumt“, sagte sie, und wir schwiegen eine Weile und betrachteten gemeinsam die Leinwand, auf der ein Ausschnitt mit dem Arm der jungen Frau und dem Sonnenschirm zu sehen war. Wie zart dieses Bild aussah.

„Darum also keine der üblichen Nummern und Zeichen?“, fragte Lothar und rührte sich Zucker in seinen nächsten Kaffee.

„Vielleicht waren sie nicht zum Verkauf gedacht.“

„Darum, oder sie stammen nicht von der KPM“, sagte seine Frau.

„KPM“ war das Kürzel, das als Kennzeichnung bei den Berliner Lithophanien stets eingeprägt war – Königliche Porzellanmanufaktur –, darüber, so erklärte Ingrid es mir, das königliche Zepter als Logo, darunter eine Nummer, vermutlich für die Serie oder das Exemplar des jeweiligen Motivs, und darunter ein Buchstabe, möglicherweise für den Künstler, der das Modell angefertigt hatte, aber das war eher unwahrscheinlich. Er hatte wohl irgend eine andere Bedeutung.

Lothar griff nach der Maus:

„Schauen wir uns unsere Zeichen nochmal an. Vielleicht fällt uns ja jetzt was dazu ein.“

Das waren Buchstaben, zwei Buchstaben, und das waren Nummern. Jetzt, im Vergleich mit den Kennzeichnungen aus den Büchern, konnten wir ziemlich sicher erkennen, dass diese Zeichen nicht wie dort mit fertigen Lettern aus Metall geprägt, sondern von Hand vor dem ersten Brennen eingeritzt worden sein mussten. Sie waren teilweise abgeschliffen und auch daher kaum zu entziffern, befanden sich aber wie die der meisten anderen Lithophanien auf der Rückseite in der rechten unteren Ecke.

„Wie wär's, wenn wir mal alle sieben miteinander vergleichen?“, schlug ich vor. „Alle gleichzeitig auf der Leinwand nebeneinander.“

„Das geht?“, fragte Lothar erstaunt.

Ich öffnete die entsprechenden Bilddateien und platzierte die Ausschnitte als einzelne Fenster auf der Sichte Ebene, erhöhte den Kontrast.

„Das ist überall dasselbe Zeichen, dieselbe Nummer, oder?“, fragte Ingrid und zeigte hierhin und dorthin auf der Leinwand. Sie hatte recht. Wir konnten fehlende oder schlecht erkennbare Zeichen mit denen von anderen Kacheln mit großer Wahrscheinlichkeit einfach ersetzen, vervollständigen.

Kein Zepter, kein „KPM“. Dafür zwei Großbuchstaben: „H“ und „L“ und darunter eine Nummer, keine zwei- oder dreistellige, wie auf den Lithophanien aus den Büchern, aber bei allen die gleiche: „6630“.

„Wie kriegen wir raus, was das bedeutet?“, fragte ich nach einer Weile.

Im weißen Licht, das von der Leinwand abstrahlte, drehten sich Ingrid und Lothar zu mir um. Noch nie zuvor hatten mich meine Freunde mit einem Blick angesehen, der brannte. Jetzt taten sie es.

10.09.1829

Weißt du, diese Sache mit der Skulptur ist gar nicht so blöd. Wir lachen uns jedes Mal kaputt, wenn wir davor stehen oder einander davon erzählen oder vorspielen DU SIEHST DABEI WIRKLICH ZU SCHLIMM AUS, MEIN GELIEBTER IDIOT!

ICH GEWISS NICHT, ICH KANN GAR NICHT SCHLIMM AUSSEHEN

(Ja, wir sind beide keine Griechen, so schön und makellos, doch für einander ...)

Schon wieder muss ich lachen! Atalanta und Hippomenes in St. Cloud. Niemanden hat sie an sich herangelassen, alle Freier hat sie getötet, nach einem fairen Wettlauf, sie war einfach besser! Also darf sie den Verlierer massakrieren, abgemacht ist abgemacht! Oder? Widersprich bloß nicht! Ich bin Atalanta! Ich bin gefährlich! Aber du bist ja mein Hippomenes, du hast mich besiegt und ich will dich heiraten. Nichts will ich lieber. Wir haben uns noch immer nicht darauf geeinigt, was deine drei goldenen Kugeln waren, deine List. Wovon lässt sich die Unbesiegbare vom Lauf ablenken, einfach so? Deine Augen sind schon zwei Kugeln, habe ich gesagt, aber das willst du nicht gelten lassen, Augen sind zum Sehen da, nicht zum Ansehen, deine zumindest, sagst du, und blickst dabei in die meinen wie in ein Wunder, was mich noch immer, jedes Mal, erschauern und meine Knie weich werden lässt. Doch dasselbe erblicke ich in deinen Augen, die ich so selten! beschauen darf. Du magst dich wehren, soviel du willst, aber so ist es, Hippomenes. Die Skulptur aber! Ein Wettlauf! Nackt liefen die Griechen, splitternackt, warum auch nicht? (Da sind ja noch zwei Kugeln, Hippomenes – kein Wort!) Sie waren Demokraten, jedem die gleiche Chance! Und hier? Das wollte ich dich schon immer fragen: Wer ist wohl auf diese quarz-

blöde Idee gekommen, ihr dieses Tuch um Hüfte und Beine zu schlingen? Der Bildhauer doch sicher nicht. Wir hatten viel Spaß dabei, dieses Wettrennen nachzuahmen, er in all seiner (deiner) nackten Schönheit und sie immer mit dem idiotischen Tuch um die Beine! Er hätte doch nun wirklich keiner List mit drei goldenen Kugeln bedurft, um solch ein jämmerliches Geschöpf im Wettlauf zu überholen, so wie du, als du mich sogar rückwärts laufend besiegt hast! Wer, frage ich dich, hat dies verlangt? Der Fürst? Seine Gemahlin? Seine Mätresse? Die Nation?! Die steinerne Atalanta könnte doch einfach das Händchen vor ihre heikle Stelle halten, oder er das seine, das wäre doch ausreichend gewesen! Nein, stattdessen hält sie krampfhaft dieses riesige Tuch vor ihrer Scham zusammen, das ihre Beine schnürt, über das sie nur stolpern kann, und weißt du, ich glaube, darin liegt eine große Wahrheit. Die Idee war nicht blöd, sie war wohl berechnet. Atalanta muss sich nach dem Willen des Fürsten und seiner ganzen mistigen Ordnung den höchst absurden Fetzen um die Beine schlingen, der sie am Laufen hindert, als sei sie ein Kleinkind oder eine Irre. Trüge sie nicht diese Fessel, jeder könnte sehen, dass sie durchaus zu rennen in der Lage ist. Diese Atalanta aus St. Cloud sind wir, die Frauen, das erkenne ich nun. Aber sie ist, und jetzt sage ich dir, was mir aufgegangen ist, was dieses steinerne Bild auch zeigt, denn sie ist im Begriff, das Tuch loszulassen, weil sie diese Kugeln nicht aufließt, wie es geschrieben steht. (Man sollte das ganze Tuch anzünden und damit nackt und brennend durch die hohe Versammlung laufen!) Sieht sie aus, als bücke sie sich dumm, um irgend etwas hübsch Glänzendes von der Erde aufzulesen? O Gold! Gold! Ganz gewiss sieht sie nicht so aus! Der Bildhauer hat Rache für das Tuch geübt! (DU hättest es getan, ohne Zweifel, mein nackter Skulpteur) Sieh doch, was sie da wirklich tut, sie hält sie nicht, die Kugeln, sie wirft sie! Und es sind keine Kugeln aus Gold, es sind Pferdeäpfel, die sie

schmeißt, verdammt, sie schmeißt mit Scheiße nach den Drecksäcken, die ihr und uns dieses absurde Leben aufzwingen! Scheiße, Scheiße, dreimal Scheiße in ihr blödes Gesicht, drei dicke, feste, stinkende Kugeln feinsten Pariser, verzeih, hellentischer Scheiße! Die erste Kugel hat bereits getroffen, direkt ins Palais unseres heißgeliebten Königs, es steht ja keine hundert Schritt entfernt, nun zielt sie schon mit festem Blick für die zweite in ihrer Hand. Und du, mein liebster Hippomenes? Du hältst die dritte Kugel für mich bereit in der einen Hand, und die andere Hand legst du mir besänftigend auf die Schulter, bist mir ganz nah und siehst nicht aus, als ob du mich bloß besiegen oder gar hindern möchtest. Du verstehst meinen Zorn und meinen Kampf, und du stellst dich an meine Seite, immer etwas besonnener als ich, du warnst mich, aber die Scheiße-kugel hältst du doch in deiner Hand. Hast du die Skulptur jemals so gedeutet? Nein! Ha! Ich habe gewonnen!

Ich werde dich trotzdem heiraten, mein griechischer Kämpfer, und nicht massakrieren

Atalinne/Corianta

Lothar und Ingrid waren ungefähr gleich alt, schätzte ich, ich fragte sie nicht nach ihrem Alter. Das wäre mir unhöflich erschienen. Auch wenn Reporter nicht gerade für Höflichkeit bekannt sind, und das aus gutem Grund. Wenn man zu schüchtern oder wohlerzogen ist, bleibt man nicht lange im Geschäft oder arbeitet bis ans Lebensende am Schreibtisch der Bildredaktion. Unhöflichkeit ist bei uns so etwas wie ein Zeichen von beruflichem Ehrgeiz. Notwendigkeit. Die Verbannung an den Schreibtisch kann einem in meiner Heimat allerdings auch blühen, wenn man zu ehrgeizig ist. Das oder Schlimmeres. Aber ich war ja nun kein Reporter mehr. Ich hatte nichts zu tun, durfte nicht arbeiten, wusste auch nicht, für wen ich das hier in Deutschland hätte tun können, wie und wozu. Fort sein, in Sicherheit sein. Ich musste abwarten, was mit mir passierte. Die beiden halfen mir dabei, mehr als ich mir am Anfang eingestanden. Sie halfen mir, nicht ganz aufzugeben.

Wir waren uns bei einer Solidaritätsveranstaltung begegnet. (Das ist wahrscheinlich nicht das richtige Wort dafür, vielleicht war es auch einfach bloß ein Gefallen, eine nette Geste.) Eine Gruppe älterer Herrschaften aus einem Kirchenkreis hatte selbst gebackenen Kuchen in die Einrichtung gebracht, Kleidung, Kleinigkeiten, die man vielleicht gebrauchen konnte. Nicht im Traum hätte sich irgendjemand bei dieser Begegnung eine Vorstellung davon machen können, aus welchen Verhältnissen die jeweils Anderen kamen, was sie erlebt hatten, weder die betulichen Alten noch die Zusammengeworfenen in der Einrichtung, „im Lager“. Deutsch sprach sowieso keiner der Bewohner, manche konnten nicht einmal Englisch, die einzige Sprache, in der man sich hier halbwegs zuverlässig verständigen konnte. Ich teilte mein Zimmer mit ein paar Kerlen aus Zentralasien, von denen nur einer, der mir aber sehr selten in der Einrichtung über den Weg lief, gebrochen Englisch sprach. Auch die deutschen Besucher konnten nicht alle Englisch. Ir-

gendwer übersetzte hier und da, Sprachen, die ich nicht kannte. Der Aufenthalt des Kirchenkreises ergab also nur sehr bruchstückhafte Unterhaltungen, und hätte ich nicht Lothars Fotoapparat mit ein paar Handgriffen reaktiviert, nachdem der plötzlich aufgegeben hatte, wären wir sicher nicht miteinander ins Gespräch gekommen, auf Englisch, wobei wir auch blieben. Meine eigene Fotoausrüstung ließ ich in der Einrichtung niemanden sehen. Sie war das letzte, was mir geblieben war und ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn irgend jemand versucht hätte, sie zu stehlen und zu Geld zu machen. Was hier immer wieder vorkam. Irgendwie erinnerten mich die Alten vom Kirchenkreis an die frommen Dörfler zu Hause, auch wenn sie hier in einer Weltmetropole lebten und sicher nicht so arm waren wie die Bauern bei uns. Das Naheliegende hat für sie eine ähnliche Bedeutung, glaube ich. Sie schauen auf ihren direkten Umkreis und kümmern sich darum. Unsere Einrichtung gehörte zu ihrer Nachbarschaft und damit zum Naheliegenden in ihrem Leben. Ingrid und Lothar waren dabei, obwohl sie schon lange nicht mehr in dieser Nachbarschaft lebten, was mit der Kirchengemeinde zu tun hatte, die sie auch nach ihrem Umzug in das feinere Viertel nicht hatten verlassen wollen. So jedenfalls erklärten sie es mir. Dass es dafür auch noch einen anderen Grund gegeben hatte, erfuhr ich erst, als uns schon mehr verband als Kuchen und mildtätige Besuche.

Sie waren beide im letzten Krieg geboren – jedenfalls dem letzten in ihrem Land. Armut wie in meiner Heimat hatten sie nie selbst erlebt. Sie erzählten mir zwar davon, dass viele Menschen nach dem Krieg noch gehungert hatten, aber sie stammten beide vom Land und waren zwar sehr bescheiden, aber ohne echte Not groß geworden. Lothar studierte dann in Berlin, West-Berlin, wie ich zu verstehen begann, und wurde Elektroingenieur. Hier lernte er Ingrid kennen, die ihr Studium gerade abgebrochen hatte. Sie erlebten gemeinsam Studenten-